Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“
erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlins bei allen Postanstalten des deutschen Reichs, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Italiens, Belgiens, Luxemburgs, der Niederlande (Holland), Dänemarks, Schwedens und Norwegens, Rußlands und der Donaustaaten; in Berlin bei der Expedition, Jerusalemerstraße 48/49; Filiale Friedrichshain: Friedrichstraße 66; Filiale Tiergarten: Königstraße 56/57; Filiale Louisenstadt: Prinzenstraße 41; bei allen Zeitungsspediteuren und Stadtpostämtern. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur der Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis
auf das „Berliner Tageblatt“ nebst „Handels-Zeitung“, sowie dem illustrirten Witzblatt „ULK“, der feuilleton. Montags-Beilage „Feierabend“, dem Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle“ und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft“ vierteljährlich 5 Mark 25 Pf., Ausland excl. Postaufschlag; bei directer Zusendung unter Kreuzband 14 M. pro Quartal (für Berlin auch monatlich 1 M. 75 Pf. incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblattes 2 M. pränumerando). — Inserate à Seite 50 Pf. („General-Anzeiger“ 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstraße 48/49, sowie deren Filialen: Friedrichstraße 66, Königstraße 56/57, Prinzenstraße 41 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nummer 47. Berlin, Donnerstag, den 26. Januar 1893. XXII. Jahrgang.

Für Februar und März

werden bei **allen Post-Anstalten** des Deutschen Reiches **Abonnements** auf das

„Berliner Tageblatt“ und **Handels-Zeitung**

mit Effekten-Verloosungsliste nebst illustr. Witzblatt **„ULK“**, belletrist. Sonntagsblatt **„Deutsche Lesehalle“**, feuilletonist. Beiblatt **„Der Zeitgeist“**, „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft**“ zum Preise von **nur 2 Mk. 50 Pf.** entgegengenommen; ebenso in **Berlin** bei sämmtlichen Zeitungs-Spediteuren, allen Stadt-Postämtern, sowie bei der Expedition des „Berliner Tageblatts“, Jerusalemerstr. 48/49.

* * *

Im täglichen Feuilleton erscheint demnächst eine höchst spannende Erzählung von

L. Habicht,

betitelt:

„Das Testament des Herzogs“.

Die Verhandlungen der Militärkommission.

Nach den eingehenden und umfassenden Verhandlungen, welche das Plenum des Reichstages bei der Etatsberathung und demnächst in der ersten Lesung über die Militärvorlage gepflogen hat, konnte man erwarten, daß die Kommission sofort in die Einzelberathung der Forderungen der Regierung eintreten und vor Allem die finanzielle Tragweite derselben klarlegen würde. Es kam aber anders. Graf Caprivi fühlte die Nothwendigkeit, noch einmal im Zusammenhang die politischen und militärischen Gründe für die Vorlage zu erörtern, und über diese Darlegung des Reichskanzlers entspann sich in der Kommission eine neue Generaldebatte, die auch bisher noch nicht zum Abschluß gekommen ist.

Das Ergebniß der politisch-diplomatischen Erörterung hat schließlich Graf Caprivi selbst dahin festgelegt, daß seit 1887 und 1890 eine Veränderung der auswärtigen Lage nicht eingetreten ist. In militärischer Hinsicht hat er nachzuweisen sich bemüht, daß die deutsche Armee in ihrer gegenwärtigen Stärke nach Ausbruch eines Krieges, der aller Wahrscheinlichkeit nach ein Krieg auf zwei Fronten sein würde, nicht im Stande wäre, offensiv vorzugehen, d. h. den Krieg auf feindlichem Boden zu führen. Daß dieser Beweis auch nur der Kommission gegenüber gelungen sei, wird der Reichskanzler selbst nicht glauben. Aber selbst wenn das der Fall wäre, so ist jedenfalls der Beweis nicht geführt, daß zur Führung eines Offensivkrieges eine Verstärkung der Armee gerade in dem in der Vorlage geforderten Umfange nothwendig ist. Für die ganze Vorlage haben sich nur vereinzelte Mitglieder der Kommission erklärt, während selbst die nationalliberale Partei sich nur bereit gezeigt hat, von den geforderten 60,000 neuen Rekruten zwei Drittel zu bewilligen. Sachliche Gründe für diesen Vorschlag sind nicht beigebracht.

Herr v. Bennigsen hat zwar in seiner Rede im Plenum erklärt, eine Erhöhung der Friedenspräsenzstärke um 83,000 Mann und der Rekrutenziffer um 60,000 Mann — eine Forderung, die etwa der gleichkomme, die seit 1871 im Reichstage bewilligt worden — sei schon aus finanziellen Gründen ausgeschlossen. Wie er gerade zu der Rekrutenziffer von 40,000 Mann gelangt ist, weiß man nicht.

Um so näher lag es, die Frage aufzuwerfen, inwieweit das Rekrutenmaterial zur Erhöhung der Rekrutirungsziffer vorhand en ist. Diese Frage hat der Abgeordnete Hinze dahin beantwortet, daß zur Zeit, die Herabsetzung des Körpermaßes auf 1,54 Meter vorausgesetzt, nur 25,000 Mann mehr als bisher eingestellt werden könnten, wenn man nicht auf die Kategorie der Bedingttauglichen zurückgehen wolle, was doch in Hinsicht auf die Leistungsfähigkeit der Mannschaft bedenklich sei. Daß dem so ist, hat auch General v. Goßler durch seine Ausführungen in der letzten Sitzung nicht in Abrede stellen können. Die Diskussion über diese für die Beurtheilung der Vorlage sehr wichtige Frage ist indessen noch nicht abgeschlossen.

Auf der anderen Seite hat der Reichskanzler sich bisher über den Bennigsenschen Vorschlag noch gar nicht geäußert, während er den Vorschlag der Abgeordneten Richter, Payer und Lieber, die Rekrutenziffer um 28,000 Mann zur Ausfüllung des bei Einführung der zweijährigen Dienstzeit entstehenden Ausfalls zu erhöhen, nach der zweijährigen Dienstzeit entstehenden Ausfalls zu erhöhen, nach wie vor als unannehmbar bezeichnet hat. Um so seltsamer ist es, wenn jetzt die ganz im offiziösen Fahrwasser schwimmende „Köln. Ztg.“ Klage darüber führt, daß die Verhandlungen der Kommission „langsamer, als es das deutsche Volk wünscht“, fortschreiten. Das sieht fast so aus, als ob das deutsche Volk mit Ungeduld auf die Annahme der Vorlage in der Kommission warte. Richtig ist nur, daß man sich von offiziöser Seite bemüht, den Schein hervorzurufen, als ob die öffentliche Meinung im Lande günstiger zu der Vorlage stehe, als die Mehrheit der Kommission. Der offiziöse Telegraph registrirt mit peinlichster Genauigkeit jede Kundgebung nationalliberaler Vereine und Versammlungen zu Gunsten einer Verständigung mit der Regierung im Sinne Bennigsens, während er alle Beschlüsse gegen die Vorlage oder für eine Verständigung auf anderen Grundlagen ignorirt.

Wir stehen diesen Versuchen, politische Schönfärberei zu treiben, kühl gegenüber. Die öffentliche Meinung wird man dadurch nicht irreführen, auch wenn die Verhandlungen in der Kommission noch Monate lang fortgesetzt werden sollten. Bedenklich könnte dies Verhalten nur werden, wenn die Regierung sich über die wirkliche Sachlage täuschen und auf Grund falscher Voraussetzungen zu einer Auflösung des Reichstages schreiten sollte. Immerhin sei nicht verschwiegen, daß es auch heute noch Politiker giebt, welche eine schließliche Verständigung zwischen einer Reichstagsmehrheit und der Regierung für möglich halten. Aber wenn Graf Caprivi — selbst falls er bereit wäre, die gesetzliche Festsetzung der zweijährigen Dienstzeit schließlich zuzugestehen, — nach wie vor an den vierten Bataillonen festhielte, so würde uns die Möglichkeit eines Kompromisses dadurch nicht größer und greifbarer erscheinen.

Die Vorgänge in Egypten.

Die egyptische Frage hat, wie zu erwarten war, zu einem abermaligen Meinungsaustausch zwischen England und Frankreich geführt. Wie die offiziöse Agence Havas gewissermaßen demonstrativ meldet, hat der französische Botschafter in London, Herr Waddington, gestern Nachmittag eine Unterredung mit dem britischen Minister des Auswärtigen, Lord Rosebery, gehabt. Bereits im gestrigen Abendblatt meldeten wir, daß, nach einer Mittheilung des „Journals des Debats“, die französische Regierung von England sehr bestimmte Erklärungen wegen der Verstärkung der englischen Besatzungstruppen in Egypten fordern werde.

Das Kabinet von St. James wird sich dadurch in seiner Haltung jedenfalls nicht beirren lassen. Im Gegentheil, während es vorgestern hieß, die bisher aus 2000 Mann bestehende Okkupationstruppe solle um 1000 Mann vermehrt werden, besagt eine Londoner Drahtmeldung von gestern, das Kriegsministerium habe nach Eingang neuer Depeschen aus Egypten den Beschluß gefaßt, die Truppen in Egypten zu verdoppeln, so daß England dort hinfort im Ganzen 4000 Mann zur Verfügung haben würde.

Inzwischen ist auch durch die auswärtigen Vertreter Englands den verschiedenen Regierungen die offizielle Mittheilung gemacht worden, daß England die Besatzungstruppen in Egypten zu verstärken gedenke. Gleichzeitig wurde eine Erklärung dahin abgegeben, daß Englands Politik bezüglich Egyptens keine Aenderung erleiden werde, daß es vielmehr seine früheren Erklärungen aufrecht halte.

Daß das energische Vorgehen des liberalen Kabinets in England allseitigen Beifall findet, versteht sich von selbst. Der Unionist Chamberlain hielt vorgestern in Birmingham bei einem Bankett eine Rede, in der er das Ministerium Gladstone-Rosebery zu seiner Haltung beglückwünschte und dasselbe der unbedingten Unterstützung der konservativ-unionistischen Opposition versicherte.

Sonntagskind.

[96. Fortsetzung.] Von [Nachdruck verboten.]

Friedrich Spielhagen.

Zwölftes Kapitel.

Die Aufführung von Justus' Stück hatte stattgefunden, und Sandors Prophezeiungen waren in genaueste Erfüllung gegangen. Mit Ausnahme der Heldin, welche des „verehrten Dichters“ spröde Zurückhaltung nicht verwinden konnte, hatten alle Darsteller nach Maßgabe ihrer Kräfte ihre Schuldigkeit gethan. Aber diese Kräfte waren den schwierigen an sie gestellten Anforderungen nicht annähernd gewachsen gewesen; die Darsteller, die es am weitesten gebracht, hatten einen groben Umriß der ihnen zugetheilten Rollen geliefert, die von ganz ungeschulten Leuten ausgeführten wichtigen Volksszenen nur verworrene Bilder geboten. In der dekorativen Ausstattung, die große Mittel erfordert, war es bei dem guten Willen der zur äußersten Sparsamkeit gezwungenen Direktion geblieben. Nichtsdestoweniger hatte die Dichtung bei dem zahlreichen Publikum eine warme Aufnahme gefunden, der Direktor nach dem dritten Akte und nochmals nach dem Schlusse für den abwesenden Dichter danken müssen; wer es nicht besser wußte, hätte glauben mögen, der Abend sei ein schöner Erfolg gewesen.

Dafür berichteten die Morgenblätter — die meisten in kurzen Notizen, einige in spaltenlangen, zweifellos schon vorher geschriebenen Artikeln — von einem totalen Mißerfolg. Das Stück sei in der lediglich, völlig veralteten, jetzt glücklicherweise so ziemlich überwundenen idealistisch-romantischen Manier gehalten, nebenbei überhaupt kein Drama, sondern nur ein aus unterschiedlichen, allerdings hier und da nicht ganz undramatischen Szenen, mit groben Fäden zusammengeheftetes Flickwerk; der Autor solle sich mit den Erfolgen, die er auf anderen dichterischen Gebieten, zumal dem epischen, errungen, begnügen und seine Arme nicht nach Früchten ausstrecken, die zu pflücken geschickteren und kräftigeren Händen ein- für allemal überlassen bleiben müsse.

Merkwürdigerweise war der Einzige, der für die durchgefallene Novität mit Wärme eintrat, gerade der, in welchem man nicht mit Unrecht den kritischen Vorkämpfer der neuen Richtung zu sehen gewohnt war: Sandor. Er hatte den sonderbaren Einfall gehabt, die Première zu schildern, nicht, wie sie in Wirklichkeit stattgefunden in dem kläglichen Vorstadttheater, sondern als hätte er sie mit leibhaftigen Augen gesehen, dargestellt in dem königlichen Schauspielhaus von den ersten Künstlern, die er mit Namen nannte, jedem die Rolle zutheilend, welche seinem Naturell und seiner Weise am meisten entsprach. Das gab denn freilich ein anderes Resultat: wie wenn ein bis zur Unkenntlichkeit eingeschlagenes Bild, von Meisterhand restaurirt, die ursprüngliche Gewalt seiner Komposition und Pracht seiner Farben entfaltet. Und die Meisterhand hatte nicht etwa diese oder jene Schwäche freundlich zugedeckt, dieser oder jener nicht herausgekommenen Intention liebevoll nachgeholfen — sie hatte alles völlig gelassen, wie es ging und stand. Zuletzt hatte der sonderbare Regisseur der Generalintendanz warmes Lob gespendet, daß sie, der ersten Pflichten des vornehmsten deutschen Theaters eingedenk, sich die Première eines ebenso schwierigen wie bedeutsamen Werkes nicht habe entgehen lassen, im wohlverstandenen Interesse der Kunst im Allgemeinen und ebenso des Autors, dessen vielversprechendem Talent die höchste Aufmunterung und eifrigste Förderung gebühre.

Der Artikel erregte großes Aufsehen, wußte man auch nicht recht, was man daraus machen sollte. Im Ganzen war man geneigt, alles für eine an die Adresse der Generalintendanz gerichtete Satire zu halten, der doch aber wieder die scharfe Spitze fehlte, wenn das Stück so erbärmlich war, wie das ziemlich einhellige Verdikt der anderen Kritiker lautete. Solche, die hinter den Koulissen zu stehen behaupteten, versicherten, Sandor habe nur in übel angebrachter Großmuth einem ihm persönlich eng befreundeten jungen Autor in seiner Noth zu Hilfe kommen wollen; wieder andere, es sei eine der nicht seltenen Exzentrizitäten der unberechenbaren Mannes, dem es Spaß gemacht habe, ein Ding weiß zu nennen, just weil alle Welt es als schwarz bezeichnet; endlich solche — von der strikten realistischen Observanz —, die wissen wollten, daß Sandor bereits seit einiger Zeit nicht mehr fest in den alten Schuhen stehe, und zu befürchten sei, er werde demnächst vollends fahnenflüchtig werden und in das Lager der Schönfärber übergehen.

Wie dem nun sein mochte, auch Sandors mächtige Hand konnte dem verfehmten Stück nicht aufhelfen. Bereits am dritten Abend war das Haus nach dem Ausdruck eines Vorstadtblattes „brechend leer“ gewesen. Dem verzweifelten Direktor durfte man es nicht verargen, wenn er einen vierten Abend nicht nutzlos opfern wollte. Damit war für Kritik und Publikum die Sache abgethan.

An Justus war das alles vorübergegangen, als hätte es nicht ihn, sondern einen Menschen betroffen, der vor dreihundert Jahren lebte. Er hatte den Proben der letzten Akte, der Aufführung selbst nicht beigewohnt, von den Besprechungen nur die Sandors gelesen und dem treuen Freunde in ein paar Zeilen gedankt, für die er die wenigen Worte mühsam zusammensuchen mußte. All sein Denken und Empfinden wurde in den einen Strudel gewirbelt: die angstvolle Sorge um Isabel. Hatte der Geheimrath doch bereits am zweiten Tage angedeutet, daß es sich hier nicht um einen der vielen gewöhnlichen, wenig bedeutsamen Fälle handle, sondern um einen besonderen, der eine besonders sorgsame Pflege erheische, und bei dem man sich auf eine längere Dauer gefaßt machen müsse. Um so empfindlicher sei es, daß früher eingegangene, unabweisbare Verpflichtungen Marthe Anders, die diese Krankenpflegerin, verhinderten, das angefangene Werk fortzusetzen. So habe sie ihm doch wenigstens bei der Katastrophe assistiren können, was immerhin dankbar anzuerkennen sei.

„Ich habe keine Verpflichtungen,“ hatte Marthe zu Justus gesagt, „dennoch kann ich nicht bleiben. Ich bin schon gestern Nacht nicht gern gekommen und nur, weil mir der Geheimrath schrieb, es sei unbedingt nothwendig. Auch war Isabel so schwach; ich glaube, sie hat bis jetzt nicht geweint, daß ich da war. Nun, wo sie etwas kräftiger ist, weiß sie es, und ich muß fort. Nicht daß sie mich fortschickte! Sie hat mich sogar zu bleiben gebeten; aber ich habe zu viel Erfahrung und weiß, daß meine Anwesenheit sie innerlich aufregt — das Schlimmste, was im Augenblick geschehen kann. Du erinnerst Dich, Isabel hat mich niemals gemocht.“

„Leider,“ sagte Justus, „ihr Frauen seid wunderlich.“

„Wir sind nur konsequenter als ihr in unserem Haß und in unserer Liebe,“ erwiederte Marthe, „und Isabel ist eine echte Frau. Da darf man sich nicht wundern, wenn unsere Eigenschaften bei ihr stärker ausgeprägt sind als bei anderen. Uebrigens ist die Schwester, die in einer Stunde eintreffen wird, eine etwas schwächliche und herzlich unbedeutende, aber geschickte und willige Person, auf die Du Dich verlassen darfst. Sollte es nöthig sein und Isabel mich haben wollen, so werde ich selbstverständlich wiederkommen.“

„Hältst Du ihren Zustand für gefährlich?“ fragte Justus. „Du brauchst mir nicht zu spähend in die Augen zu sehen. Ich kann die Wahrheit hören.“

„Früher hättest Du es gekonnt; ich weiß nicht, ob Du es jetzt noch kannst.“

„Weshalb nicht mehr jetzt?“

„Weil Du nicht mehr Du bist, sondern nur noch in Deiner Liebe lebst.“

Hierzu die Beilage „Mittheilungen über Landwirthschaft ꝛc.“ Nr. 4.